



Blick auf Izariah und Impressionen von Ma'ale Adummim

Sesshafte Beduinen und ihr Rabbiner

Welch eine Möglichkeit bot uns Jeremy Milgrom, Rabbiner und Begründer der Religions for Peace, eine so herzliche Familie kennen zu lernen. Ehemals Beduinen gehören sie nun zu den Bessergestellten – zu denen, die eine Bauerlaubnis erhielten, so dass sie schließlich mit ihren 14 Kindern ihren entweder heißen oder kalten Container verlassen konnten. Das Haus befindet sich zwar auch auf der gleichen Müllhalde, die die Beduinen in der Nähe von Izariah bewohnen, aber es verfügt in der Tat über große Räume, Strom und Wasser. Die Lebensfreude in diesem Haus ist für alle ansteckend. Die beiden türkischen Studentinnen, die ebenfalls zur Besuchsdelegation gehören, entdecken sehr bald, dass etliche türkische Lieder die gleiche Melodie wie die Arabischen haben. Es wird also gesungen und getanzt, Tee getrunken sowieso. Redebarrieren werden mit Fotosessions in immer neuen Gruppierungen überbrückt. In einwandfreiem Hebräisch erklärt uns der älteste Sohn seine Arbeit im Kanalbau im Nachbarort Ma'ale Adummim. Dabei hätte man glatt die Ernsthaftigkeit der Lage übersehen können, die einem sofort wieder ins Gedächtnis kam, als Milgrom die mitgebrachten Karten mit dem geplanten Mauerverlauf auspackte. Nicht nur dem Israelischen Komitee gegen Häuserzerstörungen ist bekannt, dass auch ein bereits gebautes Haus in diesen Breitengraden keine Standsicherheit hat – und dies nicht nur wegen dem nicht ganz geruchsneutralen Müll darunter.



Religions for Peace

Grassroots Social Work und Friedensarbeit in einem. So kurz und knapp würde ich die Arbeit umreißen, die vor Ort geleistet wird – vor allem in „Greater Jerusalem“, also dem Gebiet, das durch den Mauerbau nach Jerusalem hin „eingemeindet“ werden wird. Darum unterstützt das Projekt auch die Kampagne gegen den Mauerbau „Stop the Wall!“ und informiert über deren geplanten Verlauf. Östlich von Jerusalem wird sich die Mauer wie ein großer Luftballon ins Land hineindehnen und anhand der Karten kann man jetzt schon erkennen, wie der dann leicht korrigierte Mauerverlauf in Zukunft weitere Gebiete „eingemeinden“ wird. Die Trennung der Menschen widerspricht gerade dem Konzept der Religions for Peace, die gerade im direkten Kontakt mit den Menschen das Potenzial für einen Frieden sehen – einen Frieden, der nach Meinung ihres Begründers Milgrom auf die zionistische Idee eines „jüdischen Staates“ verzichten müsse. „Die Idee eines mehrheitlich jüdischen Staates, der die Anzahl der geduldeten, weil arbeitswilligen Palästinenser, begrenzt, ist rassistisch“, so der Rabbiner. Und: „Dies widerspricht den Idealen des Judentums!“ Seiner Erfahrung nach kann Hass nur im direkten Kennenlernen zwischen den Menschen abgebaut werden – die jahrelange Kooperation zwischen Israelis und Palästinensern etwa in den 80er Jahren habe gezeigt, dass es wesentlich weniger Vorurteile gab, als bei jungen Leuten heute, die nicht die Gelegenheit hatten, die Behauptungen von Regierungen und Medien durch eigene Begegnungen zu konterkarieren.



The Wall

Is open. Vielleicht soll es ja in Zukunft wirklich anders werden, aber derzeit straft die fehlende Konsequenz bei der „Absicherung“ der sog. Gebiete die Argumentation der Notwendigkeit zum Mauerbau als Sicherheitsfaktor selbst Lügen. Während in Kalandia eine Sicherheitsschleuse entstanden ist, die die gute alte DDR-Grenze in nostalgischen Erinnerungen aufscheinen lässt, steht ein paar Kilometer weiter kein Posten an einer dafür vorbereiteten Straße und man fährt einfach durch. Was aber würde etwa in Jerusalem passieren, wenn die Abriegelung wirklich gelänge? Nun, es gibt immer noch die Palästinenser in Ost-Jerusalem – also diesseits der Mauer, die z.B. durch ihre Arbeitsleistung helfen würden, auch während des Schabbat eine gewisse Funktionsfähigkeit der Stadt und ihrer Einrichtungen zu gewährleisten. Inzwischen wurde schon eingesehen, dass die forcierte Einwanderung etwa aus Russland und anderen Gegenden der Welt auch nicht das gelbe vom Ei war.



Kontrollrisiken

Nennen wir sie Jasmin, eine junge Studentin der Al-Quds University in Ost-Jerusalem. In Lateinamerika geboren, kam sie vor 10 Jahren mit ihren Eltern zurück nach Jerusalem – allerdings nachdem diese ihre blaue ID-Card der Ost-Jerusalemmer wegen zu langen Auslandsaufenthalts verloren hatten. Der Antrag auf einen neuen läuft nun schon seit ihrer Rückkehr und bedeutet für das Mädchen, dass sie keinen der sich enger um sie schnallenden Kontrollpunkte passieren darf, will sie nicht riskieren, entdeckt und damit ausgewiesen zu werden. Darum studiert sie auch hier an dieser Einrichtung, das einzige College in diesem engen Kreis – die Kurse in dem Teil der Universität, die sich in Abu Dis befindet, sind demnach tabu, ebenso wie andere Fächer. Auch vermeidet es die junge Frau ein Kopftuch zu tragen, weil sie dieses älter erscheinen lasse. Mit ihren langen Haaren und ihrem schlanken zierlichen Erscheinungsbild kann sie sich als 16-Jährige ausgeben, der es erlaubt ist, ihre ID-Card „zu Hause vergessen“ zu haben. Mit ihrem jugendlichen Aussehen irritiert sie auf ihre Art – ebenso irritierend, weil unerwartet, ist jedoch das Faktum, dass die meisten der Studentinnen verheiratet und mehrheitlich auch Mütter sind. Ihre Familien unterstützen sie bei der Ausbildung, die sie für die einzige Chance halten, die Mauern zu überwinden.

Passage

Der Checkpoint Kalandia ist ein entpersonalisiertes Kontrollmonster geworden. Man schiebt sich durch Drehtüren Käfig für Käfig vorwärts bis man schließlich vor zwei jungen Soldaten hinter Panzerglas steht. Als ein alter Mann in einem hellblau-grauen Anzug mit weißem Strickkäppi davor zu stehen kommt, wird er nach einigem Hin- und Her zurück verwiesen. Dafür müssen die Drehtüren umgestellt werden und sich anders herum drehen. Zunächst dachte ich, das Raunen geht durch die Menge, weil sich dadurch für alle Wartenden die Ausharrzeit verlängert, aber dann bemerke ich, dass fast alle damit beschäftigt sind, dem alten Mann zu helfen, der etwas hilflos in den Eisengittern festhängt. Eine junge Frau ruft ihm zu und erhält eine Telefonnummer, die sie von ihrem Handy aus anruft. Während andere ihm durch die Drehtür helfen sorgt sie dafür, dass er abgeholt und sicher zurück nach Ramallah gebracht wird, von wo aus er es alleine bis hierher geschafft hatte.



Korrespondentensprache

Es mag an der Konferenzsprache Englisch gelegen haben, dass die beiden deutschen Korrespondenten großer, renommierter Printmedien bei der Konferenz im Van Leer Institut so farblos und naiv geklungen haben, als sie von ihren Illusionen über ihre Arbeit sprachen, die sie freilich für reale Machbarkeiten hielten: von den Möglichkeiten, objektiv zu sein, mit Überraschungsberichten Stereotype zu konterkarieren – ja überhaupt von der Möglichkeit, etwas stereotypenfrei darstellen zu können. Die gesamte Kompetenz des Spiegelkorrespondenten entblößte sich bei seiner Feststellung, dass es in Deutschland nicht möglich sei von einem „jüdischen Terroristen“ zu schreiben, obwohl diese Art von Markierungen in israelischen Zeitungen Gang und Gäbe wäre. Obwohl des Hebräischen offenbar kundig, zeigten sich jedoch genau hier die Tücken der sprachlichen Nuancen in ihrem Kontext, die man nicht im Wörterbuch findet. Da das hebräische Wort für Terrorist ... inzwischen zu einem Synonym für „Araber“ geworden ist, muss man in der Berichterstattung über radikale Siedler tatsächlich deren „jüdisches“ Terroristentum markieren. Welch ein fataler Irrtum, dies einfach so in einen anderen Kontext übertragen zu wollen, wo ja die Definition von Terrorist nicht gleich Araber bedeutet – oder doch? Immerhin scheint man in Israel da weiter und erkennt durchaus, dass die Definition von „Terrorist“ durchaus auch auf andere zutrifft.